

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 27

Artikel: Altaich [Fortsetzung]
Autor: Thoma, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643777>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 27
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
2. Juli
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Zwei Gedichte von Walbo May.

Der toten Mutter.

Du bleibst mit mir vereinigt als die Welt,
Wenn auch als Körper durch den Tod entschwunden.
Ich habe deiner Liebe nachgestellt
Und fand sie in der Ferne, frohen Stunden,

Den Bäumen und den Blumen und dem Feld.
So hat sich mir das Wissen eingestellt,
Daß deine Liebe, Mutter, ihre Grenzen
Gesprengt hat, ihrem Kind zu sein — die Welt.

Das Glück.

Ein heilig Sehnen geht mit dem,
Der eine Blume je geküßt.
Ein heißes Wähnen ist in dem,
Der je die Sonne froh begrüßt.
Die große Trauer lebte der,
Der aus der Heimat mußte scheiden.
Die tiefe Liebe ewig ist
Dem, der um Liebe mußte leiden.
Jedoch das höchste Glück der Welt
Hat, der sein Kind im Arme hält.

Altaich

Eine heitere Sommergeschichte von Ludwig Thoma.

(Copyright by Alb. Langen, München.) 9

Sechstes Kapitel.

Auf der Nord- und Westseite des Saffauer Sees treten große Fichtenwälder ans Ufer heran, gegen Süden und Osten hemmen rasch ansteigende Hügel den Blick. Etliche Höfe liegen oben, deren Dächer über den Ramm herüber lugen.

Sie und da tönt von droben Hundegebell oder der Klang einer Glode, die zur Mittagszeit die Ehalten heimruft.

Aber wenn sich der Schall im Walde verliert, verstärkt er das Gefühl der Einsamkeit für einen, der am Ufer sitzend ins klare Wasser schaut.

Auf einer Halbinsel, deren Raum es beinahe ausfüllt, liegt das alte Benediktinerkloster Saffau.

Es stimmt eigen, wenn man ein mächtiges Gebäude, einstmals den Mittelpunkt eines nach allen Seiten hin wirkamen Lebens, verlassen und unbenützt sieht. Man sträubt sich dagegen, daß alles, was man hier als Ergebnis der Arbeit, des Fleißes und der Kunstfertigkeit vieler Menschen erblickt, nur zum Verfall dienen solle.

Daß hinter Marmorportalen in gewölbten Gängen und Sälen, in Werkstätten und Zellen alles Leben erlöschen bleiben müsse. Die Zierrate über den hohen Fenstern zeigen, daß wenige Jahrzehnte vor der Säkularisation kunstreiche Hände das Kloster noch für eine ferne Zukunft geschmückt hatten, aber die Leere, die hinter den Scheiben gähnt, das Gras, das im gepflasterten Hofe wuchert, da und dort abfallender Mörtel zeigen auch, daß hier keine Sorgsamkeit mehr waltet.

Besonders an der Außenseite, gegen den See hin, sind arge Spuren des Verfalles sichtbar, und was hier als Gebüsch zur Zierde gepflanzt worden war, ist wild in die Höhe geschossen.

Dereinst war das Kloster reich an Landbesitz gewesen. Die Grundstücke wurden aufgeteilt, und die alten Leibeiginger kamen zu Wohlstand.

Für das große Gebäude fand sich kein Käufer.

Der Staat wollte es zu allerlei Zwecken verwenden, stand aber jedesmal von seinem Vorhaben ab, weil die Unterhaltungskosten zu hoch gekommen wären. Das Klo-

ster war zu ablegen, und die Zerstückelung des Besizes hatte einen Zustand geschaffen, der hinterher für die wohlwollenden Absichten ein unübersteigliches Hindernis bildete.

So wie das Kloster nun da lag, zwecklos mitten in die Einsamkeit hineingestellt und in Hoffnungslosigkeit begraben, tot und doch lebendiger Zeuge vergangener Tage, konnte es freilich ernste und auch mit dem Ernste spielende Gedanken wachrufen.

Es war romantisch, wie Ratterer sagte, an den man wieder einmal erinnert wurde, weil Konrad malend am Ufer lag.

Er ließ die Mauern düsterer über dem Wasser emporragen und gab dem See ein bedeutenderes Aussehen, weil es ihm für ein Plakat nicht erschien und ... „Bravo!“ rief jemand, und als er sich umwandte, stand der rüstige Kaufmann vor ihm.

Aber nicht allein.

Zwei Damen, eine ältere und eine jüngere und ein dicker Herr, der seinen Kahlkopf mit einem Taschentuche abtrocknete, waren mit Ratterer auf dem Waldwege unbemerkt herangekommen.

„Das ist großartig, Herr Okwald, daß ich Ihnen an dieser pittoresken Stelle trifft ...“

„Wollten Sie uns nicht bekannt machen?“ unterbrach Schnaase und weil Ratterer dazu nicht die rechte Gewandtheit zeigte, übernahm er es selbst.

„Rentier Schnaase aus Preußisch-Berlin; meine Frau, meine Tochter.“

Konrad verbeugte sich, und Ratterer sagte:

„Die Herrschaft'n erlaub'n, das ist der Herr akademische Kunstmaler Okwald, unsere künstlerische Attraktion, wie man zu lag'n pflegt ...“ Schnaase schüttelte dem jungen Manne jovial die Hand.

„Freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Zu Hause verkehren wir auch viel in Künstlerkreisen. Meine Frau hat 'n Faible dafür und ich auch ... Also Sie halten diese hübsche Stelle hier fest?“

Schnaase warf einen prüfenden Blick auf das Bild. „Wirklich sehr niedlich! Sieh mal, Karline, wie sich allens im Wasser spiegelt. Famos! Das ist wohl plängär?“

Konrad sagte in seiner bescheidenen Art, daß er für ein Plakat einige schöne Punkte der Umgebung male ...

„Für unsern Fremdenverkehrsverein nämlich“, unterbrach ihn Ratterer. „Ich habe diese Anregung geben, weil ich glaube, daß durch die Bekanntgabe von pittoresken Punkten das Publikum angezogen wird ...“

„Das kommt dann so in die Wartesäle, nicht wahr?“

„Natürlich. Ich sehe, daß Herr Schnaase gut Bescheid wissen ...“

Henny hatte ihre Aufmerksamkeit von der plängär-Skizze weg auf Konrad gerichtet, der, jung und schlank und von der Sonne gebräunt, das Anschauen wert war. Und Mädchen wissen es schon so einzurichten, daß ihr Gefallen nicht unbeachtet bleibt.

Es gibt ein Nervenfluidum, eine durchs Od übertragene Sympathie, und daher kommt es, daß Jünglinge merken, was ihnen nicht verborgen bleiben soll.

Auch Konrad fand Gefallen an dem Mädchen, das eine biegsame Figur hatte und ein frisches Gesicht mit lebhaften Augen und feiner Nase.

Er fragte, ob die Herrschaften das Kloster sehen wollten, und bot sich als Führer an.

Die Damen gingen freudig darauf ein, und es fügte sich, daß der junge Mann mit ihnen voraus ging, während Schnaase und Ratterer nachfolgten.

„Sagen Sie mal, Sie wollen also Plakate mit den Altäcker Ansichten veröffentlichen?“

„Jawoll, Herr Schnaase; in die Hotels, wissen Sie, und in die Bahnhöfe ...“

„M—hm ...“

„Daß halt das reisende Publikum überall aufmerksam g'macht wird ...“

„So? Hören Sie mal, ich halte Sie für ne Art von Reklamegenie, ich habe Ihnen das schon mal gesagt ...“

Ratterer verbeugte sich geschmeichelt.

„Sie haben die Sache in Ihrer Art 'raus, aber diesmal sind Sie auf dem falschen Wege.“

„Wie meinen Herr Schnaase?“

Der Berliner Rentner blieb stehen und schaute seinen Begleiter an.

„Sehen Sie mich mal an! Warum bin ich hier?“

„Wie mei —“

„Warum bin ich nicht in Zoppot? In Ischl? Im Berner Oberland?“

Ratterer wußte nicht, was der bedeutende Mann wollte, aber Schnaase klärte ihn gleich auf.

„Ich will's Ihnen sagen. Von weien der Phantasie bin ich hier. Wie meine treue Gattin Ihr Inferat gelesen hatte, kriegte sie's mit der Phantasie. Der erfinderische weibliche Geist spiegelte ihr einen Höhenluftkurort mit allen Reizen vor. Und denn war nicht mehr zu machen, wir mußten einfach.“

„Hoffentlich hamn die Herrschaft'n ihre Erwartungen erfüllt ... ah ... gesehen ...“

„Nee, Verehrtester! Absolut nicht. Ich hatte sofort den starken Eindruck, daß Sie uns gehörig geblämeiert haben. Wo sind denn nu Ihre Boralpen und Ihre Höhenluft un Ihre Kuranstalten? Nicht zu vergessen die großartigen Moor-Heilbäder! Nee, mein lieber Ratterer, gemogelt haben Sie, daß es ne Art hat!“

„Entschuldigen Herr Schnaase, es tut mir sehr leid ...“

„Das braucht Ihnen gar nicht leid zu tun. Wir sind nu mal hier, un das ist für Sie die Hauptsache und ist der Erfolg Ihres Inferates. Aber nu wollen Sie 'n Panorama von Ihrem Höhenluftkurort in die Welt schicken? Menschenkind, damit ruinieren Sie ja das ganze Phantasiegebilde durch die nackte Wirklichkeit! Das soll so 'n ausgekochter Reklamechef wie Sie nicht machen!“

Ratterer schritt nachdenklich neben dem Berliner Gaste her. Der Mann hatte Welkenntnis und hatte Menschenkenntnis, ja, er war eigentlich der erste, der seinen vollen Wert erkannt hatte.

Man mußte seine Warnung beachten.

„Hören Sie mal“, sagte Schnaase wohlwollend, denn er sah den Eindruck seiner Worte, „hören Sie mal, ich könnte Ihnen überhaupt 'n bißchen unter die Arme greifen. Wir könnten zusammen arbeiten, verstehen Sie, und Erfahrung habe ich, darauf können Sie sich verlassen ...“

Ratterer ging freudig darauf ein, und der Herr Rentier, der ein ausgesprochenes Talent zum Mühiggänger und Projektentmacher hatte, erhoffte sich angenehmen Zeitvertreib.



Léon Gand: Die Ernte.

„Die Sache muß ins Lot gebracht werden“, sagte er, „und vor allem muß der moderne Mensch hier seine Befriedigung finden. Wir leben nu mal im zwanzigsten Jahrhundert, da ist nischts gegen zu machen, und danach müssen wir uns eben richten. Lassen Sie nur uns beide die Sache dirigieren, Ratterer, denn erleben wir noch Altaich mit Kurhaus und Kurgarten und Kurkapelle ... na, da sind wir ja!“

Die Bringer der Neuzeit betraten den Klosterhof, wo Konrad dabei war, den Bau des Klosters zu erklären.

Hier waren Kapitelsaal und Refektorium, dort die Wohnung des Abtes, Bibliothek und die Zellen der Mönche; im andern Flügel Werkstätten, Bäckerei und Brauerei.

Die Damen hörten aufmerksam zu; ein Menschenkenner hätte bemerkt, daß sie dem seltsamen Eifer des jungen Mannes und seiner Art, sich auszudrücken, mehr Beachtung schenken, als seinen Worten.

Henny rief:

„Nein, wie süß! Hörd doch, Mama! Die Mönche mußten alles selbst machen; waschen, putzen, kochen. Und da gab es also nie eine weibliche Hilfe?“

„Das war gegen die Ordensregel“, sagte Konrad.

„Aber Henny, das weiß man doch! Allerdings ihr mit euren französischen Romanen und mit Russen und Dänen und Gott weiß was erfahrt so was nich mehr. Aber zu meiner Zeit hat man Eckehard von Scheffel gelesen, und da ist man doch mehr im Bilde. Nich wahr, Herr Ohwald?“

„Gewiß, gnädige Frau, und ich glaube, es waren auch Benediktiner.“

„Wie hier? Siehst du, Henny! Und das war doch so — nich wahr? — daß nich mal die Herzogin über die Torischwelle gehen durfte, und deswegen nahm sie doch der Mönch und trug sie ins Kloster. Is es nicht so?“

Konrad bejahte, und Henny fand die Idee reizend, einfach so getragen zu werden.

„Aber das Gefühl, ganz allein mitten unter Männern, die uns hassen! Brr!“

„Das war nich so schlimm, wie du meinst“, erklärte Frau Schnaase. „Im Gegenteil. Man weiß doch, daß sehr viele Männer aus unglücklicher Liebe ins Kloster gingen. Ich finde es wunder- wundervoll, wenn ein Mann so stark empfindet, daß er über ne Enttäuschung nich wegkommt und sich mit seinem Schmerz zurückzieht ...“

„Ist das wahr?“ fragte Henny mit einem sehr schelmischen Blicke auf Konrad.

„Es kann schon vorgekommen sein ...“

„Es ist sehr häufig vorgekommen“, sagte die Mama. „Ich erinnere mich an Verschiedenes, was ich gelesen habe, und die Dichter müssen doch ihre Stoffe der Wirklichkeit entnehmen, und wenn solche Ereignisse immer wieder poetisch behandelt werden, können sie nich aus der Luft gegriffen sein. Wie ...?“ fragte sie etwas gereizt, da Herr Schnaase neben ihr eine Bemerkung gemacht hatte.

„Ich sage, daß einen 'n Schlummerkopp is, wenn er sich nicht trösten kann. Es gibt so viele nette Meechens ...“

„Bitte, laß das! Ja? Man muß doch nich immer und überall so prosaisch sein!“

„Ich bin nu mal nich für die alten Schmötergeschichten. Is ja doch allens nich wahr!“

„Du weißt, Gustav, daß ich darüber nicht mit dir streite. Jedenfalls hat es für einen gebildeten Menschen einen eigenartigen Reiz, wenn er ein altes Gebäude oder eine Ruine mit seiner Phantasie zu beleben vermag. Deshalb besucht man doch gerade solche Stätten.“

„Und stell dir vor, Papa“, fiel Henny ein, „wie das gewesen sein muß. Da oben am Fenster 'n bleicher Mönch mit dunkeln, traurigen Augen, weißt du, und ...“

„Uff den Keese fliege ich nich. Der Mensch soll sich nich selbst betimpeln; das is mein oberster Grundsatz. Und was ich sehe, das sehe ich, und das hier“ — Herr Schnaase deutete mit dem Stode aufs Kloster —, „das hier is ne Klamottenkiste, und aus den Fenstern sieht überhaupt niischt mehr 'raus, weil niischt drin is, und nu frage ich einen vernünftigen Menschen, was soll mir daran gefallen, und was hilft mir die Phantasie, wenn so 'n Riesenkasten leer steht und pöh a pöh kaput geht? Nee, Rinner! Wir leben für heute und nich für gestern, und ich bin mal fürs Praktische. Wenn ich die Kommode am Kurfürstendamm stehen hätte oder meinsweisen auch in der Hedemannstraße, dann allerhand Achtung! Aber hier und leer und umsonst, das kann mir nu gar nich imponieren.“

Als Schnaase ausgesprochen hatte, traf ihn ein Blick, der den Schmerz einer edlen Natur über ihre Verbindung mit häßlicher Rückständigkeit deutlich ausdrückte, aber in seiner langen Ehe war er gegen diese Augensprache unempfindlich geworden.

„Wie du meinst“, sagte Frau Karoline, „aber du wirst gestatten, daß ich anderer Ansicht bin. Ich wenigstens bin Herr Okwald sehr, sehr dankbar für seine interessanten Mitteilungen.“

Konrad war gleich bereit, den Damen noch mehr zu zeigen.

Ein schönes, schmiedeeisernes Gitter, das eine Hauskapelle vom Kreuzgange trennte, eine frühgotische Statue des heiligen Benedikt, etliche Barockvasen, kurz, so vieles, mannigfaltiges und unberlinisches, daß Frau Schnaase Mühe hatte, ein waches Interesse vorzutäuschen, und daß Henny unwillkürlich gähnte.

Sie wußte aber diesen Verstoß reizend zu gestalten, indem sie erschrockene Augen machte und das angenehmste Lächeln hinterdrein folgen ließ.

Schnaase blieb mit seinem praktischen Standpunkte im Klosterhofe stehen und sagte zu Ratterer:

„Sehen Sie, das war wieder mal echt weiblich.“

„Wie meinen Herr Schnaase?“

„Ich sage, da zeigt sich wieder mal die weibliche Natur im wahren Lichte. Wenn unsereiner so was sieht, was ihm Mus wie Miene is, denn sagt er's ehrlich und macht kein Theater. Was geht uns das finstere Mittelalter an? Niischt. Aber die weibliche Natur ergreift die Gelegenheit und macht sich interessant. Immer großartig! Na, die Strafe bleibt nich aus. Der junge Mann nimmt das Bildungsbedürfnis der Damenwelt ernst und läßt nich locker, und meine Olle muß Mittelalter schluden, bis se nich mehr japsen kann. Sagen Sie mal, kann man sich hier nirgends 'n Glas Bier genehmigen?“

„Leider nicht, Herr Schnaase. Früher soll es hier ein gutes Klosterbier gegeben haben.“

„Früher! Daß die Brüder bong gelebt haben, will ich gerne glauben, aber was habe ich davon? Sehen Sie, das wäre nu gleich was! Hier müßte wieder 'n Betrieb her! So 'n Restorant „Zum Klosterbräu“ oder „Zum Alten Mönch“ mit ner Terrasse am See und innen mit 'n paar altdeutschen Räumen. Kommen Sie mal mit rein! Hier links, da können wir ja sehen ...“

Schnaase eilte voran und kam in das schön gewölbte Refektorium.

Ratterer, dem diese Art, Pläne zu schmieden, ungemain zusagte, lief geschäftig hinter ihm her, und war gleich Feuer und Flamme für jedes Projekt.

„Nu sehen Sie mal!“ rief Schnaase triumphierend, „das ist ja die geborene altdeutsche Bierstube! Hier lang muß allens vertäfelt werden, dazwischen kommen 'n paar Holzwände, dann haben wir lauschige Plätze. Da vorne 's Büfett, hier in der Mitte 'n großen Lüfter ... ach so, elektrisches haben Sie nich?“

„Nein, leider. Kein elektrisches haben wir noch nicht.“

„Macht niischt. Dann nehmen wir ganz einfach Hängelampen, das paßt famos zum Stil, und runde Tische stellen wir rein, und dort beim Ofen machen wir die richtige gemüthliche Ede. Geben Sie mal acht, das wird großartig!“

„Ja“, sagte Ratterer, „und durch die Wand könnt ma eine Tür durchbrech'n, betreff die Terrasse ...“

„Natürlich! Ne Tür mit Glasfenstern, und die Terrasse möglichst groß. Da lassen wir an schönen Sommerabenden die Musik spielen, und auf dem See veranstalten wir mal ne venetianische Nacht mit Lampions und geschmückten Gondeln und mit Feuerwerk ... Ratterer, ich sehe die Sache schon ganz lebhaft vor mir.“

„In dem kleinen Saal daneb'n sollt ma die Küche einricht'n, daß ma die Gäst' auch warme Speisen bieten kann ...“

„An Kaffee und Tee un Kakao nachmittags, nich wahr? Denn is es der richtige Ausflugsort, und denn können Sie mal wirklich loslegen mit der Reklame. Lassen Sie nur uns beide die Sache deichseln!“

„Herr Schnaase meinen, daß es eine Attraktion is als früheres Kloster?“

„Natürlich! So was sucht doch das Publikum! Das hat 'n pridelnden Reiz. Donnerwetter ja! Da fällt mir was ein!“ (Fortsetzung folgt.)

Sommerstille.

Von Edgar Chappuis.

Des Himmels Kuppel blaut unendlich groß,
Umhüllt von Stille, welche ausgebreitet,
Auf Flur und Wald. Der Sommerfriede schreitet
Ruhig dahin und küßt der Erde Schoß.

Der Sonnenglaß erglüht auf Strauch und Baum.
Welch sel'ges Atmen in des Mittags Stunde
Gibt von dem sanften Glüd der Stille Kunde! —
Ein Windchen spielt ganz leicht, man merkt es kaum.

Flügelbeschwingt wirft sich vom Aderrand,
Der Lerche Jubel auf zum Himmelszelt.
So sommerjonnensstill ist diese Welt,
Traumtrunken schlafend, wie ein Märchenland.